

Überlegungen zum Tag der Deutschen Einheit anhand von Römer 10,9-18

Von Karl Dienst

Unsere Gesellschaft ist „familiären und mitbürgerlichen Gedenk- und Feiertagen“ nicht abgeneigt. Aus einer entsprechenden Redensammlung seien genannt: Tag des Kindes – Muttertag/Vatertag – Tag des alten Menschen – Tag der Umwelt – Tag des Tieres – Valentinstag- Weltspartag -Weltwassertag usw. Längst hat sich ein säkulares „Kirchenjahr“ etabliert, das neben Geschäftsinteressen auch Darstellungsinteressen (nicht nur von Politikern) befriedigt. Bei der Kritik an solchem „Friede, Freue, Eierkuchen“ braucht man nicht unbedingt das „Milieu“ einer normalen deutschen Kirchengemeinde als „Versammlung der Mediokren, der Unsportlichen, der zu kurz Gekommenen (Manfred Josuttis, Die Einführung in das Leben. Gütersloh 1996, 72ff.f.) oder den österreichischen Liedermacher Wolfgang Ambros zu bemühen: „Das Leben ist ein Heidenspaß, für Christen ist das nichts“. Wichtiger ist für mich auch im Blick auf den „Tag der Deutschen Einheit“ die „Misere der öffentlichen Gefühle“, d. h. das öffentliche Bild der Lage, das die öffentlich bestellten Vertreter der gesellschaftlichen Interessen, die Meinungsführer der kirchlichen, der literarisch-künstlerischen Bezirke und schließlich die berufsmäßigen Erzeuger, Verwalter und Vertreter der Öffentlichkeit täglich aufs Neue zusammensetzen, und das oft zu dem privat gehegten Bild vom Leben der Deutschen in einem Mißverhältnis steht. Dies gilt gerade auch im Blick auf die „Deutsche Einheit“, deren mühsames Zustandekommen, deren Geschenkcharakter nicht in Undank vergessen werden darf! Hier berühren sich für mich wichtige Akzente des paulinischen Textes mit anthropologischen und politischen Grundeinsichten, für die auch Kirche und Christliche Pfadfinder eintreten sollten, ohne deswegen gleich ein „Politischer Club“ zu werden: Die Einsicht in das Verdanktsein unserer privaten und gesellschaftlichen Existenz! Die Frage der Deutschen Einheit erschöpft sich eben nicht in ökonomischen Transferleistungen und in einer romantischen Glorifizierung des Vergangenen, die sich auch in kirchlichen Kreisen und nicht nur in der neuen „Volksfront“ von DGB,PDS und NPD gegen „Hartz IV“ findet! Man schürt tüchtig den Sozialneid!

Zum Nachdenken sei hier aus einem Vortrag zitiert, den Johannes Gross 1979 in Frankfurt unter der Überschrift: „Die Misere der öffentlichen Gefühle“ gehalten hat, der aber auch heute noch hoch aktuell ist: „Zum öffentlichen Klima der Bundesrepublik tragen auch die Kirchen ihren Scheffel Mehltau bei. Die protestantische Kirche, die das Sünder-Ethos unserer Gesellschaft weit mehr ausdrückt als die katholische, hat schon seit Jahrhunderten eine innigere Beziehung zum Zeitgeist unterhalten... Seit der Stuttgarter Schulderklärung 1945 ist sie den Deutschen keine Handreichung schuldig geblieben, die weniger frohe Botschaft enthielt als den permanenten Ruf zur Buße und Umkehr... In ihr herrscht heute gleichsam ein ewiger Karfreitag, was theologisch auch seinen Grund darin haben mag, daß die Kreuzigung ein unbezweifelbares Faktum ist, die Auferstehung aber nicht, so daß die Verheißungen des Evangeliums dem Kirchenvolk nur in violetten Farben verkündigt werden. Die freudigen Hochfeste der Christenheit, wie Ostern oder Weihnachten, werden von unserem, seiner Staatsbindung verlustig gegangenen Protestantismus eher herunter moralisiert. Atomkraft und Entwicklungshilfe bieten beliebte Motive und ein allgemeiner Aufruf zur Askese bei der Wahrnehmung nationaler Interessen... Die katholische Kirche hat daran weniger teil... Immerhin ist [aber] auch sie aus der ekklesia militans zur ekklesia clamans geworden...“

Ich verschweige nicht, daß Gedanken zum Tag der Deutschen Einheit leicht auf so manche political und auch ecclesiastical correctness stößt. Nicht nur in den Massenmedien gibt es längst wieder „Sprachregelungen“, die mich lebhaft an frühere Zeiten erinnern, von denen ich annahm, sie seien vorbei!

Ich stelle mein Nachdenken über den „Tag der Deutschen Einheit“ unter ein Wort aus dem Römerbrief des Apostels Paulus Kapitel 10 Vers 9 bis 18, das auch für Gottesdienste an diesem Tag vorgeschlagen ist (In dem meisten Gemeinden wird wohl eher das „Erntedankfest“ gefeiert).

I.

Ist Deutschland nach 1989 wirklich „protestantischer“ geworden?

Deutsche Einheit: Ist das in der Evangelischen Kirche wirklich ein Grund zum Feiern? Überhaupt: Können Protestanten wirklich feiern? Wunschvorstellungen für eine „protestantische Identität“ sind eher aufrichtig, ehrlich, wahrhaftig, nüchtern, kühl und aufgeklärt sein. „Barocke Protestanten“ gibt es wohl nicht. Ihnen liegt es nicht, außer sich zu sein, sie gehen eher in sich. Sie suchen die Tiefe im Täglichen. Besonders in der protestantischen Kirche herrsche –so z. B. der Journalist Johannes Groß 1979 „gleichsam ein ewiger Karfreitag, was theologisch auch seinen Grund darin haben mag, daß die Kreuzigung ein unbezweifelbares Faktum ist, die Auferstehung aber nicht, so daß die Verheißungen des Evangeliums dem Kirchenvolk nur in violetten Farben verkündigt werden“. Das hat auch historische Gründe. In Martin Luthers Brief an Fürst Georg von Anhalt vom 10.7.1545, der so etwas wie Luthers Liturgisches Testament darstellt, heißt es: „Ich gestehe, daß ich auch den notwendigen Ceremonien nicht gewogen bin, aber ein Feind der nicht notwendigen“! Calvinismus und Puritanismus sowie (vor allem) die Aufklärung des 18. Jahrhunderts haben dann dieses eher karge und strenge Bild eines „nüchternen“ Protestantismus weiter ausgeprägt. Der „Tag der Deutschen Einheit“ also eher ein Bußtag? Eigentlich müßten die Protestanten für die „Deutsche Einheit“ besonders dankbar sein! Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde doch von diesen öfters die Vorherrschaft der Katholiken in der Bundesrepublik beklagt, weil die „protestantischen Kernlande“ von der „Rheinischen Republik“, wie man die Bundesrepublik auch (abwertend) nannte, ausgeschlossen seien. Diese sei, so nicht nur der frühere hessen-nassauische Kirchenpräsident Martin Niemöller, eben in Rom gezeugt und in Amerika geboren. Die Wiedervereinigung sei daher vor allem eine protestantische Aufgabe! In der 1949 von Johannes R. Becher gedichteten Nationalhymne der DDR klang es da zunächst sympathisch: „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt. Laß uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland!“ Aber Anfang der siebziger Jahre war die Textzeile „Deutschland einig Vaterland“ aus der Sicht der Regierung wohl nicht mehr zeitgemäß. Die Hymne wurde zwar nicht verboten, aber sie wurde einfach nicht mehr gesungen!

Ist aber Deutschland nach dem Fall der Mauer wirklich „protestantischer“ geworden? Dieser Tage sagte mir ein Kollege: Wir haben jetzt, außer den nichtchristlichen Religionen, bei uns praktisch eine Drittelgesellschaft: Ein Drittel Katholiken, ein Drittel Protestanten und ein Drittel Atheisten. Auch wenn solche Zahlenspiele vielleicht zu einfach sind: Nicht Wenige unter uns haben das Gefühl, daß in Ost und West Gott und damit die Einsicht in die Verdanktheit unseres Lebens weithin vergessen werden! Machen wir die Probe aufs Exempel!

II.

Gott als Hinterwelt

a) Gott als Grenzbegriff

Was fällt uns beim Wort „Gott“ ein? Eine erste Antwort lautet: Gott ist etwas Jenseitiges. Etwas, das hinter unserer Welt steht. Etwas Unbestimmtes, Unsagbares. Philosophen nennen das einen „Grenzbegriff“. Er markiert die Grenze unseres Denkens. Mit unserem Alltag hat ein solcher Gott wenig zu tun.

b) Gott als Betrug

Oder doch? Vielleicht sogar in böser Absicht! So lautet eine zweite Antwort! Gott ist ein Wort für Priesterbetrug, für Unfreiheit! Neu ist das allerdings nicht! Als es noch die DDR gab, schloß der Deutschlandsender sein Programm mit der „Internationale“, die 1871 als Lied der Pariser Kommune von Eugène Pottier gedichtet und von Pierre Degeyter vertont wurde und

die bis 1943 Nationalhymne der Sowjetunion war. Die Antwort der „Internationale“ auf die Gottesfrage ist so etwas wie ein Revolutionschoral, eine Anklage gegen Gott:

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!
Das Recht, wie Glut im Kraterherde,
nun mit Macht zum Durchbruch dringt!
Reinen Tisch macht mit den Bedrängern.
Heer der Sklaven, wache auf!
Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger!
Alles zu werden, strömt zu Hauf!
Völker, hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“

Hier geht es um das letzte Gericht, um die Erlösung der Welt und des Menschen! Woher kommt sie? Die Antwort klingt fast bekennnishaft:

„Es rettet uns kein höh'res Wesen,
kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
können wir nur selber tun!
Leeres Wort: des Armen Rechte!
Leeres Wort: des Reichen Pflicht!
Unmündig nennt man uns Knechte,
duldet die Schmach länger nicht!“

Wer so denkt und handelt, für den ist alles zutiefst und konsequent diesseitig! Alles, dem wir begegnen und das wir sind, ist im genauen Sinn des Wortes „Welt“, unsere Welt, die wir nach unseren Vorstellungen verändern müssen und auch können! Wir verdanken uns selbst! Noch einmal die „Internationale“:

„In Stadt und Land, ihr Arbeitsleute,
wir sind die stärkste Partei'n.
Die Müßiggänger schiebt beiseite!
Diese Welt muß unser sein!“

c) Gott als Nothelfer

Man braucht es nicht so radikal zu formulieren! Es gibt doch Situationen in unserem Alltag, in denen wir vielleicht von Gott reden: Wenn uns Leid widerfährt, wenn wir um liebe Menschen trauern. Das wäre eine dritte Antwort auf die Frage, was uns bei dem Wort „Gott“ einfällt: Gott hat es mit menschlichen Grenzsituationen zu tun. Er ist ein feierliches oder tröstendes oder auch unheimliches Gegenüber in bestimmten Stunden unseres Lebens. Ein solcher Gott hilft, Krisen und Wendepunkte in unserem Dasein zu bewältigen. Dennoch: Er ist ein Gott, der am Rande des Lebens steht.

d) Gott als Garant der Moral

Noch eine vierte Antwort: Der bekannte französische Schriftsteller Viktor Hugo erzählt: „Eine alte Frau geht über die Straße, sie hat Kinder erzogen und Undank geerntet; sie hat gearbeitet und lebt nun im Elend; sie hat geliebt und ist nun allein gelassen. Aber – fern von allem Haß- hilft sie, wo sie kann. „Jemand sieht sie ihren Weg gehen und sagt: Das muß ein Morgen haben!“

Die Ungerechtigkeit schreit hier nach Gott. „Ich kann mich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß der Mörder auf ewig über das Opfer triumphiere“ – so kommentiert der jüdische Sozialphilosoph Max Horkheimer diese Geschichte von Victor Hugo. Gott ist hier so etwas

wie ein Garant der Moral, eine Forderung des gerecht und vernünftig denkenden Menschen. Gott ist der, der Ungerechtigkeit ausgleicht. Zumindest irgendwann einmal.

Vier verschiedene Antworten auf unsere Frage! Eines haben diese Antworten gemeinsam: Gott begegnet, wenn überhaupt, wenn wir ihn nicht einfach durch unser Tun ersetzen, eher am Rande des Lebens, in Grenzsituationen, in der Erfahrung von Ungerechtigkeit und Hilflosigkeit. Gott ist eher ein Stück Hinterwelt! In unserer Welt wirken wir! Wir sind Schöpfer, Erfinder und Schmied unseres Glücks.

III.

Gott mitten in unserer Welt

Meine bisherigen Überlegungen wurden von einer Stelle aus dem Römerbrief des Apostels Paulus angeleitet. Da schreibt er: „Nahe ist dir das Wort in deinem Munde und in deinem Herzen. Das ist das Wort des Glaubens, das wir verkündigen. Denn wenn du mit deinem Mund bekennt: Herr ist Jesus, und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat, wirst du gerettet werden. Denn mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, mit dem Mund aber bekennt man zur Rettung“! Hier geht es um etwas mitten in unserer Welt! Paulus spricht von Menschen, die glauben. Und „glauben“ heißt für ihn: Gottes Zuwendung zu uns mit glaubendem Vertrauen annehmen. Es geht um den Gott, der in seinem „nahen Wort“ von seinem Reichtum allen abgibt, die ihn anrufen. Wenn Jesus Christus verkündigt, weitergesagt, bedacht, ausgelegt wird, da wird Gottes nahes Wort laut, damit es alle im Glauben annehmen. Und dieser Jesus Christus ist nicht nur der Auftraggeber für diese Verkündigung, sondern er ist auch der Inhalt dieses nahen Wortes Gottes!

Alles, was wir im Auftrag dieses Jesus sagen, muß sich auf das beziehen, was Jesus selbst war und verkündigte. Wir haben aber Jesus nicht unmittelbar zum Gegenüber. Wir kennen ihn nur aus dem Zeugnis des Neuen Testaments. Und dieses Zeugnis muß stets neu buchstabiert, ausgelegt werden. Dies bedeutet ein Zweifaches: Theologie in unserer Zeit muß dem heutigen Denken Genüge tun; denn das Denken bestimmt die Wirklichkeit des Menschen und der Welt. Und sie muß Jesus Christus die Ehre geben, und zwar so, daß seine Bedeutung für die Welt heute hervortritt. Nur wo beides zusammentrifft, leuchtet das Bild Christi heute auf. Es genügt gerade nicht, einfach biblische Formeln zu wiederholen. Die Bibel ist gerade kein Koran! Wir müssen Jesus in unsere Welt und in unsere Sprache einlassen. Theologie ist darum nicht ein für alle Mal zu leisten. Sie ist Antwort des Glaubens, die ihm die Ehre gibt in der Sprache der Zeit und in ihrer Welt. Das sagt Paulus ausdrücklich: „Also kommt der Glaube aus gehörter Botschaft, die Botschaft aber aus dem Wort Christi“!

Übersetzen wir das ein wenig weiter! In der Tradition der Aufklärung hat sich der Westen bemüht, das Individuum, den Einzelmenschen in den Mittelpunkt zu stellen. Der Einzelne, sein Recht, sein Wohlstand stehen in der Mitte der Betrachtung. Auf der anderen Seite gab/gibt der Sozialismus dem Kollektiv den Vortritt. In der ehemaligen DDR hieß es: „Die Partei, die Partei, die hat immer Recht!“ Beide übersehen, daß die ursprüngliche Weise weder der Singular noch der Plural ist, sondern der „Dual“ , die Zweiheit. Die Sprache lehrt uns ganz eindeutig: Kein Mensch entwickelt sich aus sich heraus zum Menschen. Er bedarf dazu, nicht nur biologisch, sondern auch geistig den anderen. Ohne Ansprache lernt er selbst nicht zu sprechen und sich menschlich in der Welt zu bewegen. Das scheint banal zu sein. Aber das ist grundlegend für unser Verständnis des Menschen. Wir können ihn nur beschreiben, wenn wir die Beziehung von Mensch zu Mensch darstellen und berücksichtigen. Auch der sprichwörtlich einsame Robinson Crusoe hatte Leben von Vater und Mutter empfangen, hatte von ihnen gelernt, zu sprechen und die Umwelt zu gebrauchen. Im Geben und Nehmen wird also der Mensch wirklich! Wir verdanken unser Leben nicht uns selbst!

Im Lichte unseres Paulus-Textes können wir noch einen Schritt weiter gehen! Wir sind ein Wesen, das nur aus Beziehungen lebt. Aber diese Beziehungen konzentrieren wir nur zu oft auf uns selbst! Wir sind selbst-bezogen! Wir wollen uns behalten, unser Leben sichern. Wir stellen uns dar, wir wollen nehmen, aber nicht geben. Die Heilige Schrift hat diesen Sachverhalt von Anfang an im Auge, wenn sie von „Sünde“ spricht. Wir verkehren die Bezogenheit zur Selbstbezogenheit. Und nun sagt Paulus: Diese Selbstbezogenheit unseres Lebens entspringt daraus, daß wir uns Gott entziehen, daß wir selbst das Heil schaffen wollen, daß wir gerade nicht als Beschenkte, Angenommene leben! Wir wollen nicht als von Gott Gerechtfertigte aus ihm und für ihn leben, sondern für uns und aus uns selbst existieren. Der Philosoph Johann Georg Hamann hat 1784 dies so kommentiert: „Weh uns, wenn es auf uns ankommen sollte, erst Schöpfer, Erfinder und Schmied unseres künftigen Glücks zu werden. Das erste Gebot Gottes heißt: ‚Du sollst essen!‘ und das letzte: ‚Kommt, es ist alles bereit!‘“.

Damit ist das ganze christliche Leben zusammengefaßt: „Du sollst essen!“ – das ist nach 1. Mose 2,16 Gottes erstes Gebot an den Menschen. Am Anfang steht also Gottes Zusage: die Gewährung des Lebensraumes, des Raumes zur Arbeit und zur Mitmenschlichkeit. Am Ende ist nicht alles aus, sondern alles bereit: unverbrüchliche, zugesagte, nicht mehr angefochtene Gemeinschaft. Christlicher Glaube bedeutet: das von Gott Gewährte wahrnehmen und annehmen. Wer schmeckt und sieht, wie freundlich Gott ist, der hat ein Auge für den Alltagsgott. Der weiß: Gott begegnet auch in den Selbstverständlichkeiten des Alltags. Da sind Gottes Wirken und unser Tun miteinander verschränkt, kaum zu unterscheiden. Beides gehört „unvermischt und ungetrennt“ zusammen. Gott ist ein Alltagsgott – wir sind Gottes Mitarbeiter. Gottes Güte ist mitten unter uns buchstäblich mit Händen zu greifen und mit dem Mund zu schmecken. Im Sinne des Apostels Paulus von Gott reden, heißt: Bei Gottes Güte anfangen, bei dem, was er uns schenkt. Wir leben nicht aus unserer Aufgabe, sondern aus Gottes Vorgabe!

Wer so von Gott spricht, der staunt. Der freut sich über den nahen Gott. Der will nicht zuerst Schöpfer, Erfinder und Schmied seines Glückes sein, sondern als ein Beschenkter leben. Für den ist Gott nicht ein Feiertagsgott, sondern ein Alltagsgott. Gott mitten in unserer Welt – das bedeutet: Die Entgegensetzung von Gott und unserem Alltag hinter sich zu lassen, aus Gottes Güte zu leben, die Gott uns schenkt.

Und umgekehrt: „Sünde“ ist nicht in erster Linie Übertretung eines Verbotes, sondern das Übersehen der Gabe Gottes. In diesem Sinne ist der bekannte Vers von Wilhelm Busch: „Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt“ umzukehren: „Das Böse, dieser Satz steht fest, ist stets das Gute, das man läßt, das man übersieht“. Der Sünder ist in erster Linie ein Kostverächter. Christlicher Glaube zerstört sich selbst, wenn er nicht zuerst und zuletzt vom Guten redet, das Gott an uns und durch uns tut, sondern von Erfahrungen des Negativen ausgeht in der Meinung, daß außer Mitleid, Protest, Empörung und einer verzweifelten Hoffnung nichts möglich sei.

IV.

Gott ist mitten in unserer Welt jenseitig

Gott ist mitten in unserer Alltagswelt. Schon für den Gott Israels gehört seine Beziehung zur Welt und zu den Menschen untrennbar zu seinem Gottsein. Auf die Vollendung der Gemeinschaft mit seinem Gott hat Israel durch die Jahrhunderte gewartet. Jesu Verkündigung ist von der hereinbrechenden Gottesherrschaft bestimmt. In Jesus ist Gott unter uns gegenwärtig. Besiegelt wurde das durch die Auferweckung Jesu von den Toten. In der Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Jesus bleibt Gott in unserer Welt gegenwärtig: Als Geist des Lebens, der unser Leben durchdringt und hell macht, der uns die Tiefe unseres Lebens erschließt, der Frieden schafft mitten in allem Unfrieden, Sinn stiftet in aller Sinnlosigkeit, Hoffnung und Vertrauen weckt, wo der Abgrund des Nichts sich auftut.

Dennoch: Dieser nahe Gott ist mitten in unserem Leben jenseitig! Der nahe Gott ist und bleibt unverfügbar! Gott ist nicht einfach ein verlängertes Stück Welt, sondern stets auch ihr Gegenüber. Nur als der jenseitige Gott ist er der uns nahe Gott. Nähe und Distanz Gottes: Beides gehört für Paulus zusammen.

Nähe und Distanz: Das darf auch unser alltägliches Tun bestimmen! Wir alle leben davon, daß es Selbstverständliches, Fragloses gibt. Und doch leben wir alle davon, daß unser Leben sich selbst übersteigt: etwa in Augenblicken der Freude - trotz Leid und handfester Sorgen; im Vertrauen zum Leben – trotz allem Mißtrauen um uns herum; in Erfahrungen der Liebe – trotz aller Lieblosigkeiten; in Erfahrungen des Friedens – trotz allem Unfrieden in uns und um uns. Christlicher Glaube bedeutet: das von Gott Gewährte wahrnehmen und annehmen. Wer schmeckt und sieht, wie freundlich Gott ist, der hat ein Auge für den Alltagsgott. Der weiß: Gott begegnet auch in den Selbstverständlichkeiten des Alltags. Gottes Güte ist mitten unter uns buchstäblich mit Händen zu greifen und mit dem Mund zu schmecken. Dazu gehört für mich auch die Deutsche Einheit! Die Frage der Deutschen Einheit erschöpft sich eben nicht in ökonomischen Transferleistungen und in einer romantischen Glorifizierung des Vergangenen! Christlicher Glaube bedeutet: das von Gott Gewährte wahrnehmen und annehmen. Das ist nicht von Gesellschaftssystemen abhängig. Das gilt in Ost und West! Wer schmeckt und sieht, wie freundlich Gott ist, der hat ein Auge auch für den Alltagsgott.

Im Sinne des Apostels Paulus von Gott reden, heißt: Bei Gottes Güte anfangen, bei dem, was er uns schenkt. Warum sollte dazu nicht auch das Geschenk der wiedererlangten Deutschen Einheit gehören?